

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

Vierundvierzigstes Kapitel.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1680

Vierundvierzigstes Kapitel.

Hans von Torgau hatte nicht unrichtig geschlossen. Die von Maltitz rechneten mit großer Gewißheit auf die Hilfe der Quißows und ihrer Verbündeten und waren überzeugt, daß diese da sein würden, sobald man etwas gegen sie unternehmen wollte. Letzteres hielten sie eben darum für sehr unwahrscheinlich. Bis jetzt war Friedrich noch immer sehr sanft aufgetreten, er hatte sich nur verteidigt, wo er angegriffen worden war; in allen anderen Fällen hatte er die Sache möglichst durch eine geschickte Wendung auf dem Wege der Güte abgemacht. Ein so energischer Schritt, wie die Belagerung ihres Schlosses, schien daher um so weniger denkbar, als gerade jetzt eine scheinbare Ausöhnung mit den Quißows stattgefunden hatte.

Irrten sich die Gebrüder von Maltitz in dem letzteren, so hatten sie sich in dem ersteren nicht minder geirrt. Die laute Unzufriedenheit, welche sie in der letzten Versammlung der Verbündeten über die gefaßten Beschlüsse geäußert hatten, ihre Weigerung, ihnen beizutreten, hatte die Meinung erregt, sie wollten sich von der Verbindung lossagen und ihren eigenen Weg gehen. Um deswillen betrachteten die Quißows sie bereits als nicht zu ihnen gehörig und waren weit entfernt, ihnen Hilfe zu bringen, während jene mit der größten Bestimmtheit darauf rechneten.

Johann von Torgau hatte sich mit dem edlen Herrn Hans von Bieberstein, Herrn von Sorau und den Herrschaften Storlow und Beeskow zu gegenseitigem Beistande verbunden, und beide machten sich mit ihrem Kriegsvolk auf*), das Schloß Trebbin zu belagern, vor welchem sie am 29. April ankamen**). Ungeachtet des Absagebriefes der beiden Ritter kam dies den Gebrüdern von Maltitz sehr unerwartet.

Das Schloß Trebbin lag im Süden des ebenso benannten Städtchens auf einer geringen Anhöhe, die zu jener Zeit eine Landzunge

*) Vgl. die Urkunde Nr. 41 in v. Raumer's Cod. dipl. Brand. cont. T. I. S. 78.

***) Chronist bei Förster, Handb. der Geschichte des Preuß. Reichs. I. II. S. 137.

bildete, auf der einen Seite von einem See, auf der andern von der Ruthe umflossen. Sie hing mit der nur eine Viertelmeile Flächenraum darbietenden Höhe zusammen, auf welcher die Stadt selber lag, welche im Norden und Osten von einem ziemlich wilden nassen Bruch, im Süden von jenem See, im Westen von der Ruthe umgeben war. Das Städtchen selber war unbedeutend, hatte eine Kirche zu St. Marien, drei Thore und vor dem einen eine St. Annenkapelle.

Das vereinigte Heer kam von Zossen, wo es sich gesammelt hatte, und zog über Gagdorf nach dem Klein-Schulzendorfer Berge. Hier, wo man die ganze Gegend übersehen konnte, überzeugte man sich bald, daß die Maltizer Verzicht darauf geleistet hatten, ihre Bodenvorteile zu benutzen und die Gegend zu verteidigen, unstreitig weil sie nicht Leute genug besaßen. Sie hatten sich daher auf die Verteidigung des Schlosses beschränkt. Darum zog unser Kriegshaus gegen Norden, wo es leicht war, über den See zu kommen, und so näherten sie sich dem Schlosse. Um es zu umlegen, mußte man zum Teil diesseits des Wassers bleiben.

Hans von Bieberstein wie Hans von Torgau waren beide des Kriegsspieles sehr gewohnt und hatten bald die schwachen Seiten des Schlosses ausgespürt. Am folgenden Tage wurden die Vorbereitungen zum Sturme getroffen, der am nächsten unternommen werden sollte. Indessen wurden diese Arbeiten nicht ohne Besorgnis ausgeführt, weil man fürchtete, daß die Quitzows von Beuthen aus einen Entsatz der Beste versuchen möchten. Um deswillen hatte man auf den vorgedachten Berg nördlich von Klein-Schulzendorf einen Wachtposten aufgestellt und neben ihn einen Reiter, der sich aufsetzen und den Burggrafen benachrichtigen sollte, sobald er etwas Feindliches kommen sähe.

Während so die Lausitzer die Quitzows erwarteten, rechneten die von Maltitz nicht minder sicher auf ihre Ankunft, und ihr Wachtposten auf der Zinne des Schlosses sah sich bald die Augen nach ihnen aus. Der Tag verging und sie kamen nicht. Um so sicherer, hoffte man, würden sie im entscheidenden Momente erscheinen, und mit ihnen glaubte es die ganze Umgegend, welche mit Besorgnis der Entwicklung der Dinge harrete.

Die Nacht brach an. Es war die Walpurgisnacht und morgen war der Meyge oder Megetag, das heißt der erste Mai. Nach alter Gewohnheit hatte das Kriegsvolk nicht vergessen, das Lager für diese Nacht ringsum mit grünen Birkenzweigen zu bestecken, welche von diesem Gebrauche den Namen Meygen oder Maien erhielten. In gleicher Weise verfuhr man in Städten und Dörfern mit den Wohnungen.

In der Nacht traten zwei wachhaltende Krieger zusammen. Der eine sah nach dem Himmel und sprach: Heute Nacht kann es wohl was geben, Stoffel.

Stoffel. Du meinst, die da im Schlosse werden sich rühren?

David. Ach, was wollten die! Die sind froh, wenn wir sie zufrieden lassen.

Stoffel. Na, was meinst du denn, David?

David. Weißt du denn nicht, daß heute Walpurgis ist? Heute in der Nacht, da fliegt durch die Luft allerlei unheimliches Zeug nach dem Blocksberg. Das ist ein grausam hoher Berg, so hoch, daß man ihn in der ganzen Welt sehen kann.

Stoffel. Na, dann müßten wir ihn doch aber auch hier sehen.

David. Schafskopf! es ist ja finster.

Stoffel. Ja so, das ist wahr, das fiel mir gerade nicht ein, sonst hätte ich's auch gesehen. Darum brauchst du doch nicht zu schimpfen.

David. Na, meinethalben, ich will diesmal nicht böse sein. Siehst du, darum sind eben die Maien alle aufgesteckt. Die Hexen können die Maien nämlich nicht leiden und gehen ihnen aus dem Wege. Davon will ich dir eine Geschichte erzählen, wenn du sie hören willst.

Stoffel. I was werd' ich denn nicht. Ich kann ja meine Ohren nicht zuklappen.

David. Na, dann paß auf. Du hast doch von den heiligen Aposteln Philippi und Jacobi gehört?

Stoffel. I was werd' ich denn nicht? Die sind mir sehr gut bekannt.

David. Nun, die gingen als fahrende Geistliche im Lande umher und predigten den Glauben, taufte, trauten, hörten Beichte und was sonst ein Geistlicher thun muß. Die heilige Walpurgis aber zog mit ihnen im Lande herum, damit sie ihnen Handreichung thäte.

Stoffel. War sie hübsch?

David. Schafskopf, das geht dich gar nichts an. Aber was bei Geistlichen in Dienst geht, ist immer hübsch, und darum kam sie denn auch in Verdacht, daß sie mit den beiden in Unehren lebte.

Stoffel. Hi hi!

David. Du, das probier nicht noch mal! Das leid' ich nicht. Sie ist eine Heilige.

Stoffel. Ja so, das ist wahr.

David. Weil sie sich nun über den Verdacht sehr grämte, so steckte sie eines Abends ein dürres Reisig in die Erde, am andern Morgen hatte das Reisig grüne Blätter und war eine hübsche Maie*), und damit hatte sie ihre Unschuld bewiesen.

Stoffel. Es ist närrisch!

David. Nein, es ist nicht närrisch. Sie zeigte, daß sie eine Heilige war, und wenn sie eine Heilige war, da war sie auch unschuldig.

*) Schauplatz ungereimter Erzählungen II. I. S. 92.

Stoffel. So, so. Aber horch einmal, hörst du nichts? Da vom Schlosse her hört man Pferdegetrappel. — Halloh! Zu den Waffen! Halloh! Feind im Anmarsch!

David half schreien, und es war früh genug geschehen, um den Feind nach Gebühr empfangen zu können, der in einem Ausfall das Lager zu überfallen gedacht hatte. Er fand alles wach und gerüstet, und wurde mit bedeutendem Verlust in das Schloß zurückgeworfen. Anfangs hatte man gefürchtet, es sei Quißowsche Reiterei, bis man sich von der Wahrheit überzeugte. Am folgenden Tage begann man den Sturm. Der Angriff wurde nach allen Regeln der Kunst gemacht, und man kletterte die Sturmleitern hinauf. Die Mauern waren nicht hoch, indessen wehrten sich die Maltize herzhaf, sie schlugen den Angriff mehrmals ab, und es dauerte eine Weile, ehe die Mauern erstiegen waren. Selbst im Schloßhofs setzten sie das Gefecht noch wie Verzweifelte fort, bis sie, von allen Seiten gedrängt, sich der Gnade des Siegers ergeben mußten*). Alle drei Gebrüder von Maltiz waren gefangen, und von den Quißows hatte sich niemand sehen lassen.

Die Maltize knirschten vor Wut; dies Ende ihrer Unternehmung hatten sie sich nicht geträumt. Hans von Torgau führte sie gefesselt am andern Tage selber nach Berlin, und überlieferte sie dem Burggrafen, der ihm diese That sehr hoch anrechnete und sie als einen unzweideutigen Beweis hoher Rechtllichkeit betrachtete. Friedrich ließ die Gefangenen, die sich sehr trotzig und störrig bewiesen, als Auführer behandeln und in einen Turm setzen. Hans von Torgau stieg in seiner Gnade, und dieser fand wieder in Friedrich so sehr den Gebieter, wie er ihn wünschte, daß er kurz darauf sein Amt in der Niederlausitz aufgab, da er sich mit Wenzel nicht besonders stand, und von da als Rat in Friedrichs Dienste trat, an dessen Hofe er sich von nun an häufig aufhielt**). Das Schloß übergab er Friedrich, und dieser ernannte einen seiner Getreuen als Schloßhauptmann.

So unbedeutend diese Kriegsthat an sich war, so großes Aufsehen machte sie. Wem der Zusammenhang unbekannt war, dem war es unbegreiflich, wie die Quißows dabei hatten ruhig zusehen können. Friedrich selbst fing an zu glauben, er habe den Quißows vielleicht zu viel gethan, wenn er an eine geschlossene Verbindung gedacht hatte, denn in diesem Vorgange hatte eine solche sich nicht kund gegeben. Vielleicht hätte er in diesem Glauben sogar gehandelt, wenn nicht bald nachher ein anderer Vorfall ihm die Augen geöffnet, und Behutsamkeit

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

***) Neumann, Gesch. der niederlausf. Landvögte. II. I. S. 51. — Gundling, Leben Friedrichs S. 548. Den Hergang erzählt Gundling ganz unrichtig.

empfohlen hätte. In der öffentlichen Meinung war er durch sein Benehmen bei der Wegnahme dieses Schlosses sehr gestiegen, denn er hatte gezeigt, daß er zu wagen wisse, wenn es darauf ankomme.

Während dies geschah, ließen die Quitzows nichts aus den Augen, was für sie von Vorteil sein konnte. Wenngleich sie selber sich als mit der Mark und dem Burggrafen in Frieden stellten, so mögen doch ihre Leute wohl unschwer gemerkt haben, wie sehr dies nur ein Scheinfriede war, und wie es bei so bewandten Umständen zu geschehen pflegt, leicht aus den vorgeschriebenen Grenzen herausgetreten sein und des Herzens Meinung haben blicken lassen. Dabei sind ohne Zweifel mancherlei Gewaltthätigkeiten vorgefallen, welche es zweifelhaft machten, ob man mit den Quitzows im Kriege oder im Frieden lebte. Dies ergiebt sich namentlich aus einem Schreiben, in welchem die Ratleute zu Gransee dem Räte zu Berlin klagten, daß Dietrich von Quitzows Knechte einem ihrer Mitbürger zu Quaden=Germendorf 16 Ellen Gewandes geraubt, und ihn nackt ausgezogen hätten. Sie bitten, dahin mitzuwirken, daß der Beraubte das Seinige wieder erhalte und ihnen Nachricht zu geben, ob sie sich auf den mit Dietrich abgeschlossenen Frieden gänzlich verlassen dürfen, da sie vor dessen Knechte Liebenow und seinen Helfershelfern sehr gewarnt worden seien*). — Wer sieht hierin nicht das Benehmen von Knechten, welche fühlten, daß ihre Herren die Mächtigsten in der Mark waren, und in diesem Gefühle ihrem Übermute keine Grenzen zu setzen wußten? — Was der Rat von Berlin auf jenes Schreiben erwidert hat, ist unbekannt.

Bischof Henning von Bredow zu Brandenburg starb in den ersten Tagen des Mai. Der Kummer über den Putlikischen Krieg hatte den letzten Rest seines Lebensabends noch getrübt. Es war nun die Frage, ob der Krieg fortgesetzt werden solle, oder nicht. Um dies zu besprechen, wurde Gans von Putlik, Dietrich von Quitzow und Wichart von Rochow nach Schloß Plaue beschieden, denn auf diese, welche als die Häupter des Bundes galten, kam es besonders an. Die Holzendorffs, Arnims, den von der Duba und den Uchtenhagen hatte man nicht eingeladen, weil sie dabei unnötig waren und weil ein größerer Zusammenfluß von Menschen Aufsehen erregt haben würde. Selbst jene drei Eingeladenen reisten ver mummt und richteten es so ein, daß sie im Finstern in Plaue anlangten.

Man kam in der Beratung darin überein, daß der Krieg fort dauern müsse, bis der bischöfliche Stuhl wieder besetzt sei. Dann würde es darauf ankommen, wer ihn einnehme. Dietrich von Quitzow sollte nachher unter dem Vorwande einer Friedensvermittlung versuchen, den

*) Diplom. Beiträge zur Gesch. Berlins, II. II. S. 99.

neuen Bischof auszuforschen und auf die Seite der Verbündeten zu ziehen, dabei aber mit Behutsamkeit und Klugheit verfahren. Gelänge dies, so hätte der Krieg von selber ein Ende; gelänge es nicht, so solle er fortgeführt werden. Mit diesem Beschlusse trennte man sich.

Es lag dem Burggrafen sehr viel daran, diese hohe Stelle mit einem Mann besetzt zu sehen, auf dessen Treue und Anhänglichkeit er sich verlassen konnte. Er bemühte sich daher, die Wahl des Kapitels auf einen solchen zu lenken; das Kapitel entschied sich jedoch für Nikolaus von Borgsdorf, den Bruder des Bürgermeisters von Brandenburg. Indessen wußte es Friedrich durch seinen Einfluß dahin zu bringen, daß des bisherigen Propstes von Berlin, Johann von Waldow, Bruder vorgeschlagen und vom Papste bestätigt wurde, welcher Waldow gleichfalls Johann hieß. Er hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und die priesterlichen Weihen erhalten, weshalb von dieser Seite kein Hindernis entgegenstand. Seine Familie war eine der ältesten und angesehensten in der Mark, seine Ergebenheit war von Friedrich schon in vielfachen Diensten erprobt. Daß er bestätigt wurde, beweist, wie sehr der Papst für Friedrich gestimmt war und gewiß hatte der verstorbene Bischof sich in dieser Beziehung große Verdienste um Friedrich erworben*).

Kaum hatte er sein Amt angetreten, als ihm Dietrich v. Quitow in Brandenburg seinen Besuch machte und sich erbot, den Frieden zwischen dem Bistum und Gans von Putliz zu vermitteln, dessen Freund er bekanntlich sei und über den er viel vermöge. Johann von Waldow nahm dies Erbieten mit Freuden an, indem er nicht verhehlte, daß er gern den Frieden hergestellt sähe, doch gestand er auch, daß er es noch lieber sehen würde, wenn Gans von Putliz sich die Vermittlung Friedrichs gefallen lassen wollte, da dieser sich erboten habe, den Streit nach Recht und Gerechtigkeit zu entscheiden und beizulegen. Er ersuchte Dietrich, den Gans von Putliz dazu zu bewegen.

Dietrich. Verzeiht, daß ich das ablehnen muß. Ich kenne ihn darin zu genau. Eine solche Vermittlung hat er bereits abgelehnt und ich weiß, er thut es auch ferner.

Der Bischof. Das ist wunderbarlich genug von ihm. Warum scheut er den Burggrafen? Dazu ist dieser ja da!

Dietrich. Seiner Ansicht nach nicht. Er hält es sogar für gefährlich, wenn sich der Landesherr, oder derjenige, der seine Stelle vertritt, da hinein mischt. Unstreitig liegt es im Interesse desselben, die Macht und die Rechte des Adels zu schwächen und er wird keine Ge-

*) Nach der Magdeburg. Schöppenchronik in Rathmanns Gesch. von Magdeburg, II. III. S. 42. — Gercken in seiner Stiftshistorie von Brandenburg sind diese Umstände unbekannt geblieben.

legenheit vorbeigehen lassen, ohne es zu thun. Eine solche Vermittlung würde ihm daher gar sehr willkommen sein, denn sie bietet dazu nur zu viel Gelegenheit.

Bischof. Ich dächte nicht. Beiden Parteien steht es ja zu, einzuwilligen, oder nicht.

Dietrich. Eine Vermittlung wird nicht stattfinden können, ohne daß beide Teile etwas von ihren Rechten aufgeben. Wollen sie das nicht, so kommt es zu keiner Vermittlung und jeder Versuch sie herbeizuführen ist unnütz und bloßer Zeitverderb.

Bischof. Dann wird also auch bei eurer jetzigen Vermittlung ein Opfer gebracht werden müssen?

Dietrich. Ganz recht. Allein jetzt würde es einer dem andern bringen. Übernimmt der Burggraf die Vermittlung, so müssen es beide ihm bringen, denn der Burggraf vermittelt nicht als Freund, sondern als Oberherr.

Bischof. Ich muß euch jedoch gestehen, wenn ich ein Opfer bringen soll, will ich es lieber dem Burggrafen als dem Hans v. Putlitz bringen.

Dietrich. Offenbar, weil er euch lieber ist, das finde ich auch natürlich. Aber bringt ihr es dem Burggrafen als Oberherrn oder als eurem Freunde?

Bischof. Auch als Oberherrn. Warum nicht?

Dietrich. Scheint es euch denn angemessen zu sein, wenn der Landesherr auf Kosten des Adels und der Geistlichkeit sich Rechte erwirbt, die er leicht zu ihrem Schaden mißbrauchen kann?

Bischof. Ich sehe nicht, inwiefern das geschähe.

Dietrich. Bleibt nur gleich bei dem gegenwärtigen Fall stehen. Gesteht ihr dem Landesherrn das Recht zu, einen Streit zu vermitteln, so wird er natürlich einen jeden vermitteln wollen. Wenn die Parteien sich seinem Ausspruche nicht fügen wollen, so betrachtet er sie als ungehorsam und widerspenstig und versucht wohl gar Zwangsmaßregeln. Gelingt ihm das, so giebt es zuletzt gar keinen Streit mehr, in welchem er die Hände nicht hat. Ihr dürft euch nicht mehr Recht verschaffen, er selber will es euch schaffen, er verlangt, ihr sollt ihm euer Recht übertragen, ihr könnt keinen Krieg mehr ankündigen, ohne daß ihr es zugleich mit ihm zu thun habt. Ihr habt euer Recht verloren, und wer hat es gewonnen? — Er!

Bischof. Da habt ihr recht.

Dietrich. Darum ist es eben eine bedenkliche Sache, einen Streit von einem Oberherrn schlichten zu lassen. Betrifft es das Pack, immerhin! das hat wenig Rechte zu verlieren. Denkt euch aber einmal den Zustand, wo der Adel nicht mehr das Recht hätte, Krieg zu führen

und sein Recht, da es doch irgendwo bleiben muß, auf den Landesherrn übergegangen wäre. Ihr seid selber aus gutem Hause und könnt das beurteilen. Denkt euch einen Adel, der wehr- und waffenlos dastände, einem so übermächtigen Landesherrn gegenüber und sagt mir, wer das Land vor seiner Ungebühr schützen sollte, wenn es ihm einfiel, solche auszuüben? Denkt euch als Beispiel einen Wenzel ohne das drohende Schwert des Adels, wohin sollte es wohl mit einem solchen Lande kommen?

Bischof. Eure Besorgnisse sind nicht ganz unbegründet.

Dietrich. Es freut mich, daß ihr das findet. Seht, das ist die Ursache, warum ich selber nicht gern sehen würde, wenn Friedrich mit eurem Streite zu thun bekäme. Nicht, als ob ich ihm zutraute, daß er eben seine Stellung besonders mißbrauchen würde. Bewahre! Dazu ist er ein viel zu rechtlicher Mann. Wohl aber, weil ich überhaupt nicht gern dem Landesherrn das Recht einräumen möchte, sich in die Angelegenheiten des Adels zu mischen. Ja man könnte vielleicht behaupten, es wäre am allerbesten, wenn er gar nichts damit zu thun hätte, als nur im allgemeinen. Der Fürst soll die Macht des Adels im Zaume halten, aber umgekehrt soll der Adel die Macht des Fürsten im Zaume halten und letzteres thut wirklich mehr not, als ersteres, weil ein einzelner sich viel schwerer im Geleise erhält, als eine ganze Genossenschaft, wo einer den andern trägt. Mir scheint es, daß wenn einer übermächtig sein soll, es immer noch besser ist, wenn der Adel übermächtig ist, als der Fürst. Im letzten Falle, wo eine Entscheidung nötig wäre, müßte die Kirche, als über beiden stehend, entscheiden.

Bischof. Ihr meint also, der Adel müßte gar nicht unter dem Fürsten stehen?

Dietrich. Verstehet mich nicht unrecht, ich sage nicht, daß es so sein müßte, sondern daß man sich's wohl so denken könnte. Auch will ich nicht einmal meinen, daß der ganze Adel ihm gegenüber treten sollte. Ein Teil, etwa die mächtigsten, müßten aber von seiner Herrschaft völlig losgebunden sein und bloß unter dem Kaiser stehen. Dadurch würden sie ihm von selber gegenüber gestellt und in ihnen hätte seine Macht das Gegengewicht, wie wiederum die ihrige es in ihm finden würde. Ich dünkte eine solche Stellung der beiden Gewalten wäre nicht ganz unrecht. Was meint ihr dazu?

Bischof. So viel ich weiß sind in manchen Gegenden Deutschlands dergleichen reichsunmittelbare Stände vorhanden.

Dietrich. Ja, bei uns jedoch nicht.

Bischof. Alle Dinge stellen sich, wie sie eben Platz finden. Was keinen Platz findet, kann sich nicht stellen.

Dietrich. Freilich, aber sie gehen, wie sie getrieben werden.

Bischof. Es ist selten gut, sie zu treiben, denn das Übertreiben ist sehr leicht.

Dietrich. Ihr meint, man müsse die Dinge sich von selber machen lassen?

Bischof. Auch der Thätigste vermag bei dem besten Willen nicht mehr, als die Gelegenheit zu geben, daß sie sich von selber machen. Wer mehr thun will und gewaltsam in die Speichen des Rades greift, das wir das Geschick nennen, sei es um sie vorwärts, sei es um sie rückwärts zu drehen, wird sich in beiden Fällen entweder vergebens, oder doch nicht zum Heil der Menschen bemühen. Die Sonne muß eine gewisse Zahl von Umläufen gemacht haben, ehe der Sommer kommt, das Treiben ändert nichts.

Dietrich. Und der Mensch soll die Hände in den Schoß legen?

Bischof. Bewahre. Giebt er dann die Gelegenheit, daß etwas wird? Darum soll er eben in seinem Berufe thätig sein, denn in ihm ist diese Gelegenheit vorhanden.

Dietrich. Gut. Wir entfernen uns aber von unserm Gegenstande. Ich kann nicht leugnen, wenn in unserm Lande sich die Gelegenheit ergäbe, daß sich so eine reichsunmittelbare Ritterschaft dem Fürsten gegenüber bildete, ich würde es für etwas Großes halten. Nicht als ob ich meinte, mit dabei zu sein, oder dabei zu helfen. Aber als bloßen Zuschauer könnte es mich hoch begeistern. Denkt einmal, welches Gegengewicht dadurch gegen die leicht zu mißbrauchende Gewalt eines Fürsten — ganz abgesehen von dem Burggrafen — gefunden wäre. Die Freiheiten und Rechte des Adels wie der Kirche wären nicht bloß auf dem Papiere, auch der Wirklichkeit nach unantastbar.

Bischof. Und wie glaubt ihr, daß eine solche Ritterschaft geschaffen werden könnte?

Dietrich. Der einzelne vermag es freilich nicht, aber — ich habe darüber noch nicht genug nachgedacht, und wünschte wohl, eure Ansicht der Sache kennen zu lernen. Es ist nur, weil wir gerade auf diesen Gegenstand kommen, und ohne Rücksicht auf die Gegenwart.

Bischof. Ihr könnt wohl denken, daß mir als Geistlichem solche Entwürfe fernliegen. Aber das ergiebt sich bei geringem Nachdenken, daß mehrere der mächtigsten von Adel zusammentreten und sich verbinden müßten.

Dietrich. Und dann? —

Bischof. Dann würden sie sich an den Kaiser wenden müssen und ihn bitten, ihnen die Reichsunmittelbarkeit zu verleihen.

Dietrich. Ihr glaubt, der würde sie gewähren? Er ist ja selber Fürst und außerdem ein Freund des Burggrafen.

Bischof. Ja so, ihr sprecht von einem bestimmten Falle. Aller-

dingß wird die Sache dadurch schwieriger. Wenn der Kaiser durch irgend ein Mittel genötigt werden könnte — —

Dietrich. Recht. Auf bloße Gnade ist nicht gut zu rechnen und ich habe sie überhaupt nicht gern.

Bischof. Ja, es ist immer schwer, einen Kaiser zu zwingen.

Dietrich. Freilich. Darin haben die geistlichen Fürsten es besser. Wenn ihr zum Beispiel die Lehnsheerheit von Brandenburg nicht mehr anerkennen wolltet, so hättet ihr die Sache nur mit der Kirche abzumachen, der Kaiser könnte da nicht eingreifen und der Papst würde wenig dawider haben. Dann wäret ihr reichsfrei, ohne viele Mühe. Auf euch könnten sich dann leicht andere stützen, und wieder euch und eurem Stifte als Stütze dienen. Nähmet ihr euch ihrer an, so erhielte das ganze auch ein anderes Ansehen und man würde es nicht Empörung nennen können, die es ja auch nicht sein würde, sondern nur eine Behauptung angestammter Rechte. Ein frommer Bischof würde das ganze Werk heiligen und ihm Segen bringen. Es fällt mir das nur eben als ein Beispiel ein, wie die Sache gehen könnte, obgleich wir beide freilich nicht die Absicht haben, es auszuführen.

Bischof. Nun man kann sich ja wohl einmal auch an einem bloßen Traume ergötzen.

Dietrich. Ich bin völlig zufrieden, wenn es euch ergötzt hat, doch sind wir dabei ganz von meinem Vorschlage wegen Vermittlung des Krieges abgekommen, und ich habe euch nicht einmal Zeit gelassen, darüber nachzudenken. Euch heute damit beschwerlich zu fallen, würde unhöflich sein. Erwägt meine Worte wohl, ehrwürdiger Herr, und vergeßt nicht, darüber zwar wie ein hoher Geistlicher, aber auch wie ein Mann von Geburt zu denken. Wann erlaubt ihr mir eure Willensmeinung zu vernehmen?

Bischof. Wollt ihr mir morgen um diese Zeit eure Gegenwart schenken, so sollt ihr mir willkommen sein.

Dietrich ging. Er glaubte Samenkörner in das Gemüt des Bischofs gesät zu haben, welche nach seiner Meinung Wurzel schlagen mußten. Auch hatte er den Bischof williger gefunden, ihn anzuhören, als er es sich gedacht. Es war ihm lieb, daß er schon morgen wieder zu ihm beschieden war, denn das Eisen schien ihm heiß zu sein, es mußte geschmiedet werden.

Am andern Tage stellte er sich zur rechten Zeit ein. Er behandelte den Bischof überaus achtungsvoll, aber dieser blieb ihm nichts schuldig. Euer Traum von gestern, sprach letzterer, hat mich noch recht lange beschäftigt.

Dietrich. Ihr beschämt mich, ehrwürdiger Herr. Ich muß es mir zur Ehre rechnen, daß ein augenblicklicher Einfall imstande war,

eure Aufmerksamkeit zu fesseln, da ich weiß, wie geübt und vertraut ihr mit Staatsgeschäften seid und wie genau ihr die Geschichte aller Länder kennt.

Bischof. Ihr habt wohl weiter darüber nicht nachgedacht?

Dietrich. Flüchtig, da ich nicht wissen konnte, daß ihr Wert auf die Sache legen würdet. Hat sie sich eurem Nachdenken als erwünscht dargestellt?

Bischof. Es giebt wenige Dinge, die für den Menschen, wie er ist, höheren Reiz haben, als Unabhängigkeit und Freiheit.

Dietrich. Wie freut es mich, dieses Wort von euch zu hören. — Ich müßte mich sehr irren, oder wir verstehen uns.

Bischof. Auch ich glaube, mich in euch nicht zu irren. Nicht wahr, dieses Anerkenntnis ist eine der Friedensbedingungen?

Dietrich (verwirrt). Vielleicht — es könnte sein, wenn Gans von Putliß — ich weiß es nicht, aber wenn sie es nun wäre? —

Bischof. Kann ich aufrichtig sprechen?

Dietrich. Vollkommen. Seid überzeugt, daß ihr nichts dabei wagt.

Bischof. Wohl. Wenn es eine Bedingung ist, diesem Plane beizutreten, so muß ich euch sagen, rechnet nicht auf mich. Habt ihr erwartet, mich dafür zu gewinnen, so habt ihr euch in euren Hoffnungen betrogen. Ich werde keinen Frieden schließen, der auf dieser Grundlage gebaut ist, und —

Dietrich. Ehrwürdiger Herr, ihr mißverstehst mich ganz. Wer hat denn gesagt, daß eine solche Bedingung gestellt werden soll, daß ein solcher Plan vorhanden ist? Niemand! Ihr seid gänzlich im Irrtum. Wie habt ihr die Eingebungen des Augenblicks für einen Plan halten können? Mißfällt er euch, gut. So denken wir nicht mehr daran. Ich sprach darüber, weil es mir schien, als hätte er einiges Unterhaltende für euch. Auch beliebtet ihr ja, das selber zu äußern.

Bischof. Nun dann verzeiht, daß ich euch mißverstanden habe. Freilich, wenn ich euch so ansehe, muß ich es mir selber sagen, ihr konntet an einen solchen Plan nicht ernsthaft glauben. Dazu habt ihr zu viel Verstand. Gewiß weiß niemand mehr als ihr den Gehorsam und die Unterordnung in der Welt zu schätzen, denn was wäret ihr, wären eure Dienstleute euch nicht gehorsam, was würdet ihr sagen, wenn einige darunter es sich beikommen ließen, euch den Gehorsam zu verweigern, den seiner Obrigkeit zu leisten, Gott von jedem Menschen fordert? Auch müßt ihr ja wohl oft gesehen haben, wie sehr einzelne von Adel ihre Gewalt gemißbraucht haben, als daß ihr ihnen im Ernste Unabhängigkeit wünschen solltet. Aber wo hat man zuweilen die Gedanken? Da fällt mir erst jetzt ein, ihr habt euch ja mit dem Burg-

grafen ausgehöhnt. Wie konnte ich das übersehen? Ihr seid ein Ehrenmann und werdet doch kein falsches Spiel spielen? Genug, es ist nichts damit, und ihr überzeugt mich von meinem Irrtum. So mag es denn gut sein, wir wissen ja nun, woran wir sind. Habe ich euch mißverstanden, so werdet ihr mich hoffentlich nicht mißverstehen.

Dietrich. Und ihr lehnt meine Dienste wegen der Friedensvermittlung entschieden ab?

Bischof. Gewiß nicht, wenn es euch gelingt, ihn auf ehrenvolle Bedingungen wieder herzustellen.

Dietrich. Gut. Ich will Herrn Gans von Putlitz meine Vermittlung nun ebenfalls antragen, die er hoffentlich annehmen wird.

Bischof. Habt ihr das noch nicht gethan?

Dietrich. Nein, weil ich eure Zustimmung noch nicht hatte. Der Feinigen glaubte ich gewisser sein zu können.

Bischof. So will ich abwarten, was ihr mir melden werdet.

Dietrich ging nicht ohne Beschämung und Ärger fort. Er fühlte, daß er sich bloßgestellt hatte und tadelte seine Unbehutsamkeit. Der Bischof hatte ihn durchschaut. Er schrieb an ihn, daß Gans von Putlitz jede Vermittlung abgelehnt habe, und der Krieg wurde fortgesetzt. Der Bischof aber schrieb an Friedrich und warnte ihn vor der Duitzowschen Partei, indem er ihm im allgemeinen andeutete, worauf es abgesehen sei. Es stimmte das gut überein mit einer andern Anzeige, welche der Burggraf über das unruhige Treiben und die sehr unbehut samen Äußerungen Wichart von Rochows von anderer Seite erhielt. Er traf deshalb Veranstaltungen, sie beobachten zu lassen und überzeugte sich immer mehr, daß er ihnen nicht trauen dürfe.

Unter den Verbündeten war dem Burggrafen der rohe Hinko Slawaß Birken von der Duba auf Oderberg zuwider. Nur durch den Pfandbesitz dieses Schlosses war er märkischer Einwohner. Darum konnte man voraussehen, daß er die Mark verlassen würde, wenn er dieses Schloß nicht mehr besaß. Friedrich hatte es ihm, sowie den dabei befindlichen Oderzoll, dessen Einkünfte er ebenfalls bezog, in Zeiten gekündigt. Das Schloß, wehrhaft und fest, lag auf dem noch jetzt sogenannten Schloßberge, eine Viertelmeile westlich von dem jetzigen Städtchen Oderberg in einer vorteilhaften Lage. Hinko wußte allerlei Ausflüchte zu machen und wollte anfangs keine Kündigung gelten lassen, ja nötigenfalls sein Schloß mit den Waffen in der Hand verteidigen und behaupten. Er war darum auch für den Heldenmut der Gebrüder Maltitz sehr eingenommen und rühmte sie gewaltig, aber als er ihr Schicksal vernommen, machte er ein bedenkliches Gesicht und wurde sehr kleinlaut. Seine Freunde überzeugten ihn endlich, daß er dem Burg-

grafen die Einlösung des Schlosses nicht verweigern könne. Er selber sah das ein. So kam er denn endlich nach Berlin.

Es muß indessen noch mancherlei Streitigkeiten wegen der Auslösung gegeben haben, denn Hinko hatte für das Schloß und den Zoll 6000 Schock böhmische Groschen als Pfandsomme gegeben, während jetzt eine viel geringere Summe als Rückzahlung geboten wurde. Es scheint fast, als habe er den Oderzoll anderweitig verpfändet gehabt, oder Friedrich hatte ihn schon früher eingelöst. Genug, am 17. Mai stellte ihm Friedrich einen Schuldschein über 2300 Schock böhmische Groschen aus, die terminweise zu 500 Schock gezahlt werden sollten*). Indessen war die Sache damit noch nicht abgemacht, denn am 20. Mai gab ihm Friedrich noch einen Schuldschein von 800 Schock böhmischen Groschen, zu Pfingsten zahlbar, beide wegen der Lösung des Schlosses Oderberg, ohne daß vom Zolle dabei die Rede war**). Späterhin wurden der Stadt Frankfurt darauf noch 24 Schock Groschen zu gute geschrieben. Nunmehr übergab Hinko das Schloß; zum Schloßhauptmann ernannte Friedrich den Heinrich Stranz. Zollschreiber zu Oderberg war zu dieser Zeit der Pfarrer Nikolaus Kove***).

Durch diese Verhandlungen war Hinko dem Burggrafen ebensowenig lieber geworden, als dieser jenem, und um Friedrich nicht huldigen zu müssen ging er außer Landes auf seine Güter nach der Lausitz, die sich indessen in einem schlechten Zustande befanden, da er immer in Geldnot war. Dabei war er ein unruhiger zu Händeln geneigter Kopf. Kaum hatte er die Lausitz betreten, so schloß er sich sogleich einem Zuge an, welchen der jetzige Vogt der Niederlausitz, Hans von Polen, der Nachfolger Hans von Torgaus, gegen das Schloß Finsterwalde vorbereitet hatte. Dies Schloß war schon seit dem Jahre 1410 wiederholt und oftmals belagert und angegriffen worden, ohne daß man sich desselben hatte bemächtigern können. Die von Gorenzke, eine sonst wenig bekannte Familie, welche das Schloß verteidigten, verübten von diesem Schlosse aus großen Unfug und machten die Gegend höchst unsicher. Immer erneute Klagen machten immer neue Versuche notwendig, sich desselben zu bemächtigen und eben jetzt war man wieder mit einem solchen beschäftigt. Hinko, der als ehemaliger Vogt in der Lausitz noch großen Ansehens genoß, kam dazu sehr gelegen. Das Schloß wurde belagert, bestürmt und endlich am 5. Juni wirklich erobert†). Von hier aus zog man nach Senftenberg, von dessen Schloß aus gleichfalls Räubereien unternommen worden waren, und eroberte es ebenfalls. Die

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 50.

***) U. a. D. — ***) U. a. D.

†) Chronist in Försters Handbuch der Gesch. des preuß. Reichs VI. III. S. 137 (nicht Fürstenwalde). — Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte. VI. II. S. 50. 51.

Sechslande und Städte der Oberlausitz hatten dabei mitgeholfen*). Das Schloß Senftenberg hatte Hans von Polen z sich wieder erobert.

Albrecht von Holzendorff war zwar nach dem früher mitgetheilten Hauptmann von Straußberg geworden, aber dies hatte ihn auch mit den Quizoms und ihren Anverwandten vollständig verfeindet, die schon vorher wegen seiner voreiligen Huldigung auf ihn heftig gezürnt hatten. Er ließ sich dies sehr zu Herzen gehen und sein Ehrgeiz vermochte es nicht zu ertragen, daß selbst sein Bruder, den er aufrichtig geliebt hatte, von ihm als einem charakterlosen Menschen wegwerfend sprach. Es schien ihm, als wenn auch viele andere ihn nicht mit der Achtung behandelten, auf welche er Anspruch machen zu können glaubte. Das machte ihm das Leben zuletzt unerträglich und um allen Anfeindungen und Kränkungen aus dem Wege zu gehen entschloß er sich, die Mark ganz zu verlassen. Er schrieb an Friedrich, kündigte ihm sein Verhältnis auf, gab Straußberg zurück und ging mit allem was er hatte nach der Niederlausitz, wo er das eben erwähnte eroberte Schloß Finsterwalde gegen eine Pfandsomme von Hans von Polen erhielt**). Im Kurfürstentum Sachsen hatte er einen Verwandten, den Ritter Marquardt von Holzendorff und er selber scheint ebenfalls mit diesem Lande in nähere Verbindung getreten zu sein, denn im Herbst dieses Jahres sehen wir ihn als Ritter mit dem genannten Marquardt den Kurfürsten Rudolph zum Konzil von Konstanz begleiten***). — So hatte denn Friedrich zu gleicher Zeit einen Gegner und einen Anhänger verloren, deren einer für den andern das Schloß Finsterwalde nahm.

*) Neumann a. a. D. S. 59. — **) Neumann a. a. D. S. 59.

***) Münster's Cosmographie S. 572.